

## Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?<sup>1</sup>

*Öffentlicher Vortrag von Gustav Korlén*

In den schönen Studien zur Literatur, die der allzu früh verstorbene Göttinger Germanist Wolfgang Kayser vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Vortagsreise“ herausgab, findet sich der inhaltsschwere Satz: „Leise Bewunderung mischt sich in den Neid auf die Kollegen, die standhaft genug sind, alle Einladungen abzulehnen.“<sup>2</sup>

Zu spät, meine Damen und Herren, habe ich mich an diesen denkwürdigen Satz erinnert. Denn ich befinde mich ja hier eigentlich in einer unmöglichen Situation, vor eine unlösbare Aufgabe gestellt, indem ich über ein kompliziertes, mit wissenschaftlichem und politischem Sprengstoff geladenes Thema zu sprechen habe, einerseits vor einer Reihe von prominenten Kollegen, die es besser wissen, andererseits vor Ihnen, meine Damen und Herren, die es besser wissen möchten, d. h. die besser informiert zu werden wünschen. Aber ich tröste mich mit einer anderen Aussage von Wolfgang Kayser, die von tiefer Weisheit und langer Erfahrung zeugt. An einer anderen Stelle bei ihm heißt es in bezug auf populärwissenschaftliche Aufsätze nämlich: „Man schreibt ohnehin nicht für Kollegen.“

Ich spreche im folgenden also nicht zu Ihnen, meine sehr verehrten Kolleginnen und Kollegen, wiewohl ich, was Sie ja aus den folgenden Ausführungen sogleich und mühelos feststellen werden, vielen von Ihnen und Ihren Forschungen zu Dank verpflichtet bin, sondern ich spreche heute zu Ihnen, meine Damen und Herren.

<sup>1</sup> Für ältere Literaturangaben s. den Sammelband Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, Polemik, Analysen, Aufsätze, hrsg. v. Friedrich Handt, Literarisches Colloquium, Berlin 1964. Die folgenden Anmerkungen berücksichtigen im allgemeinen nur die seitdem erschienenen Beiträge zum Thema.

<sup>2</sup> Wolfgang Kayser, Die Vortagsreise. Studien zur Literatur, Bern 1958.

In der Hoffnung, damit den erwünschten Verfremdungseffekt erreicht zu haben, gehe ich dazu über, nun auch die nötige wissenschaftliche Distanz zum Thema herauszuarbeiten. Ich gehe dabei aus von einer bemerkenswerten Vorlesung, nicht eines Wissenschaftlers, sondern eines Schriftstellers. Ich denke an die Frankfurter Vorlesungen, die Heinrich Böll im Wintersemester 1963/64 als Gastdozent für Poetik hielt – wo er ja ebenfalls nicht zu seinen Kollegen sprach –, und die vor einiger Zeit veröffentlicht worden sind. Es heißt hier: „Es herrschen merkwürdige Vorstellungen von Realismus in diesem Lande, als wäre ein Wort so platt und so gängig wie ein Groschen, wo doch jedes Kind spätestens am ersten Schultag erfährt, daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt, daß es nicht einmal das Wort Gottes so nehmen darf, wie es ist: Politik wird mit Worten gemacht, Wissenschaft drückt sich in Worten aus, Religion verkündet sich in Worten, von denen keins so platt und so gängig genommen werden kann wie ein Groschen, der in den nächstbesten Schlitz paßt.“<sup>3</sup>

Nun, ich fürchte, daß Böll hier die pädagogische und sprachtheoretische Wirkung des ersten Schultages überschätzt, aber im übrigen ist es für einen Sprachwissenschaftler leicht, hier die Brücke zwischen der heutigen sprachtheoretischen Forschung und der Welt des Dichters zu sehen: wir leben alle in einem Jahrhundert, in dem das Verhältnis des reflektierenden Menschen zur Sprache in bisher nicht bekannter Weise problematisch geworden ist. Eine 1966 erschienene Anthologie des Bonner Hochschuldozenten Karlheinz Daniels, „Über die Sprache“, mit Erfahrungen und Erkenntnissen deutscher Dichter und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, legt davon ein beredtes Zeugnis ab.<sup>5</sup> Und man könnte von der sprachwissenschaftlichen Seite die von der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung in diesem Jahr preisgekrönte Schrift des Kölner Romanisten Harald Weinrich gewissermaßen als Korreferat anführen; die Preisfrage lautete: „Kann die Sprache die Gedanken verbergen?“

<sup>3</sup> Heinrich Böll, Frankfurter Vorlesungen, Köln 1966, S. 28.

<sup>4</sup> Zu diesem Problem s. Bodo Müller, Der Verlust der Sprache. Zur linguistischen Krise in der Literatur, GRM NF XVI, 1966, S. 225ff., und Hans Mayer, Sprechen und Verstummen der Dichter, in: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert, Göttingen 1966.

<sup>5</sup> Über die Sprache. Erfahrungen u. Erkenntnisse deutscher Dichter u. Schriftsteller des 20. Jh.s. Eine Anthologie, herausgegeben und eingeleitet von Karlheinz Daniels (= Sammlung Dietrich Bd. 311), Bremen 1966.

und die von Weinrich eingereichte Arbeit trägt den provozierenden und verlockenden Titel: „Linguistik der Lüge.“<sup>6</sup>

Über eine Sprache und in dieser Sprache zu reden, setzt also eigentlich einen größeren Grad von sprachlicher Unschuld voraus, als es moderne Sprachtheorie und Sprachphilosophie ohne weiteres zu gewährleisten bereit sind. Aber gerade daraus darf vielleicht der ausländische Germanist nun doch seine Legitimation ableiten; möglicherweise ist er, durch das Medium seiner fremden Muttersprache, in der Lage, gewisse Erscheinungen objektiver, oder sagen wir bescheidener in der eingangs gewählten Formulierung, aus der nötigen Distanz zu betrachten.

Um auf die Böllsche Aussage in einer gesamtdeutschen Perspektive zurückzukommen: daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt, hätten wir spätestens am Tage des Redneraustausches erfahren – in Hannover und in jener Stadt der DDR, für die es zwei Namen gibt, und für die Willy Brandt die Kompromißformel „Karl-Marx-Stadt an der Chemnitz“ geprägt hat. *Auch* aus diesem Grunde muß man also bedauern, daß der sogenannte Dialog – das jüngste Modewort der deutschen Sprache – nicht zustande kam.

Damit sind wir bei der Titelfrage meines Vortrages angelangt, die man zugleich als die Gretchenfrage der heutigen Germanistik bezeichnen kann, die aber natürlich von so beunruhigender Art ist, daß sie nicht nur die Germanisten angeht: Gibt es zwei Sprachen in Deutschland? Kann man von einer Spaltung der deutschen Sprache sprechen? Oder auf die deutsche Nachkriegsliteratur bezogen: Gibt es zwei deutsche Literaturen?

Seien Sie beruhigt: darum geht es im Grunde nicht. Worum es geht, hat der Münchener Germanist Werner Betz treffend so formuliert:

„Wenn, wie heute oft, die Behauptung aufgestellt wird, daß es bereits zwei deutsche Sprachen in Deutschland gäbe, dann könnte man wohl auch die Gegenfrage stellen: ‚Nur zwei?‘ Welcher Fischer von der Waterkant würde einen oberbayrischen Bergbauern verstehen, wenn beide in ihrer Mundart verharren? Welcher normaldeutsche Sprachbesitzer würde einem auf deutsch geführten medizinischen oder atomphysikalischen Fachgespräch auch nur im Verständnis der einzelnen Wörter folgen können? Oder – ein dritter Bereich von weit mehr als zwei Sprachen: Welcher normale Deutsche versteht, was ein ‚Unhahn‘ oder ein ‚Unzahn‘ ist, eine ‚Verlade‘ oder eine

<sup>6</sup> Harald Weinrich, *Linguistik der Lüge*, Heidelberg 1966.

„Bediene“, was in einer der modernen Sondersprachen, der sogenannten Twen-Sprache, angeblich soviel heißen soll wie ein unangenehmer Mensch, ein unangenehmes Mädchen, eine angenehme, eine unangenehme Angelegenheit. – Wollte man hier mit dem gleichen Maßstab messen wie bei jener so vielfach unnötig und mit falschem Akzent dramatisierten west-östlichen Sprachklage, dann müßte man sagen, es gäbe in Deutschland nicht nur zwei, sondern Dutzende von verschiedenen Sprachen.“<sup>7</sup>

Damit habe ich also die Titelfrage beantwortet, ich könnte mit anderen Worten hier schließen, und wir könnten alle wieder nach Hause gehen. Aber ich kann Ihnen also jetzt eines verraten: der Titel stammt nicht von mir, sondern von den Organisatoren dieser Veranstaltung, die der Meinung waren – und offenbar zu Recht der Meinung waren –, daß er zugkräftig sein würde.<sup>8</sup> Nachdem Sie nun also so zahlreich erschienen sind, sehe ich eigentlich keinen Hinderungsgrund, nun doch über das von mir vorgesehene Thema „Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache in West und Ost“ zu sprechen. Auf die Titelfrage kommen wir auf jeden Fall zurück.

Die deutsche Sprache, wenn wir davon reden, so erweist sich hier also schon die Richtigkeit der Böllschen These, daß es kein vertrautes Gelände der Sprache gibt. Die Sprache aller Deutschen – oder richtiger aller Deutschsprachigen, denn wir sollten ja Österreich und die Schweiz nicht vergessen –, das gibt es heute genauso wenig wie zu irgendeinem anderen Zeitpunkt der deutschen Sprachgeschichte. Im Grunde gab es immer – und gibt es also auch heute – nur soziologisch und politisch bedingte und gestufte Sprachschichten, die mit der herkömmlichen Dreiteilung in Mundart, Umgangssprache und Hochsprache nur höchst unzulänglich umschrieben sind. Daß es dabei auch eine soziologisch und politisch bedingte, spezifisch ostdeutsche Sprachschicht gibt – oder, in der Terminologie von Betz, eine ostdeutsche Sondersprache –, das ist, so wie sich die politischen Machtverhältnisse auf deutschem Boden nach dem zweiten Weltkrieg entwickelt haben, an sich nicht weiter verwunderlich. Prinzipiell wäre diese Situation nicht anders zu beurteilen als etwa die Sonderstellung des österreichischen Deutsch, das allerdings nun ideologisch

<sup>7</sup> Zitiert nach: Deutsch – gefrorene Sprache, S. 155.

<sup>8</sup> Daß die Frage aber gestellt und (mit Nein) beantwortet sein will, ergibt sich aus dem Studium mancher populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen. So heißt z. B. ein Aufsatz in der Mainzer Studentenzeitung Nobis vom Juli 1961: „Die gespaltene Sprache.“

westlich ist. Und hier liegt natürlich der Hund begraben. Auf diesen sozusagen ideologischen Hund werden wir also zurückkommen müssen.

Sie werden aber, meine Damen und Herren, hoffentlich Verständnis dafür haben, daß ich bei der folgenden Analyse einiger Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache, höchst lückenhaft und notwendigerweise abstrahierend und verallgemeinernd, zunächst Erscheinungen herausgreife, die eine größere Allgemeingültigkeit beanspruchen und für mehrere Sprachschichten charakteristisch sind. Ich möchte vorausschicken, daß ich dabei – soweit es sich nicht um Forschungsergebnisse der hier anwesenden Kollegen handelt – vorwiegend auf eine Reihe von Stockholmer Seminararbeiten zurückgreife. Schwedische Professoren haben nach den jüngsten Ereignissen unserer Universitätswelt als staatliche Befehlsempfänger nicht mehr Wissenschaft, sondern Bürokratie und Verschulung zu betreiben.

Aber ich befinde mich ja im Moment nicht im Würgegriff der schwedischen Universitätsbürokratie, sondern, Herr Oberbürgermeister, erfreulicherweise in Mannheim. Und es empfiehlt sich wohl, daß ich in dieser Stadt, Sitz einer Wirtschaftshochschule und internationaler wissenschaftlicher Institute, mit jener besonders augenfälligen Tendenz beginne, die man als die Internationalisierung und Erweiterung – die enorme Erweiterung – des Wortschatzes im technischen Zeitalter bezeichnen könnte, die aber in einen größeren Zusammenhang hineingehört, den man als deutsche Sprachentwicklung in europäischen oder richtiger mondialen Bezügen charakterisieren muß. Die Welt ist kleiner geworden – das Ergebnis ist, daß der Wortschatz größer geworden ist. Aus der spezifisch westdeutschen Perspektive haben wir dabei zunächst die Frage nach der anglo-amerikanischen Beeinflussung des Wortschatzes zu analysieren, wobei wir auch die prinzipiellen sprachlichen Mechanismen kennenlernen, die für das Problem der Sonderentwicklung in der DDR von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Noch vor zehn Jahren meinte man von germanistischer Seite, die Einwirkung des Anglo-Amerikanischen sei nicht sehr bedeutend und beschränke sich auf Wörter wie *Camping*, *City*, *Story*, *Teenager*, *Trend*, *fit*, *testen*, *trampen*. Diese optimistische Sicht war freilich schon damals zu schön, um wahr zu sein, und sie ist heute vollends unhaltbar, seitdem wir von dem Hamburger Anglisten Broder Carstensen eine

ausführliche Analyse und Bestandsaufnahme der anglo-amerikanischen Einflüsse besitzen.<sup>9</sup> Ein Studium westdeutscher Zeitungen und nicht zuletzt der Illustrierten ergibt ja bekanntlich auch ein völlig anderes Bild, von der Reklame ganz zu schweigen. Da wäre, um nur ganz wenige Beispiele herauszugreifen, zunächst an so zentrale Wörter für so zentrale Begriffe im Lande des vielzitierten – vielleicht allzuviel zitierten – Wirtschaftswunders zu erinnern wie den Manager und die damit verbundene Wortsippe einschließlich der Managerkrankheit. Wenn man an die puristische Tradition der deutschen Wortgeschichte denkt, ist es auch auffällig, daß sich für die Stewardß keine deutsche Bezeichnung durchgesetzt hat. Eine Gliederung der fremden anglo-amerikanischen Nachkriegswörter nach Sachgruppen ist nun aber auch insofern aufschlußreich, als sie uns zeigt, welche Lebensbereiche für den anglo-amerikanischen Einfluß besonders anfällig waren. Neben Luftfahrt und Militärwesen sind das nach Carstensen vor allem die Vergnügungsindustrie, Mode und Kosmetik, Rundfunk und Fernsehen, Wirtschaft und Geschäftsleben, Politik und Technik. Das heißt, wenige Bereiche sind unberührt. Es erübrigt sich hier, die Ihnen allen geläufigen Beispiele, die Legion sind, anzuführen. In vielen Fällen stehen Fremdwort und Übersetzung nebeneinander. Das gilt z. B. für Background und Hintergrund: N. verfügte über einen liberalen Hintergrund, hieß es vor einiger Zeit in einer Zeitung. Das hatte nichts mit Herrn Mende oder der FDP zu tun, sondern gemeint war eine gute Bildungsgrundlage (a liberal background). Mit diesem Beispiel sind wir aber bei einer entscheidenden Kategorie angelangt. Der Laie ist nämlich allzu leicht geneigt, das Problem der sprachlichen Beeinflussung aus der mehr oder weniger puristischen Perspektive des Fremdworts zu sehen und zu werten. Geistesgeschichtlich wichtiger und sprachtheoretisch interessanter ist die unauffälligere Einwirkung auf die sogenannte innere Sprachform, die man in der Sprachwissenschaft als Lehnübersetzung und Lehnbedeutung bezeichnet. Gerade sie spielen in der heutigen Sprachsituation aller Länder eine außerordentlich wichtige Rolle. Es wird daher notwendig sein, auf diese Erscheinungen etwas genauer einzugehen.

<sup>9</sup> Broder Carstensen, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, (= Beihefte zum Jahrb. für Amerikastudien, Heft 13), Heidelberg 1965. Vgl. auch W. Wils, Der Einfluß der engl. Sprache auf die deutsche seit 1945, Linguistik und Informationsbearbeitung, Heft 8, 1966, ferner R. Filipović, The English Element in the European Languages (= Studia Romanica et Anglica 21–22), Zagreb 1966.

Unter Lehnübersetzung versteht man eine genaue Nachübersetzung, eine Glied-für-Glied-Wiedergabe des fremden Ausdrucks. Dies gilt für die schier unübersehbare Menge von modernen Wortbildungen, wie *Gehirnwäsche*, *Teilzeitarbeit*, *Podiumsgespräch*, *Gipfelkonferenz*, *Selbstbedienungsladen*, *Moralische Aufrüstung*, *Kalter Krieg*, *Eiserner Vorhang*, *Lohnpreisspirale* usw., oder im verbalen Bereich: *überlappen*, *herumhängen*, *die Schau stehlen* usw. Nicht weniger zahlreich sind ältere Beispiele aus allen Perioden der deutschen Kultur- und Wortgeschichte. Sie reichen bis in die Frühzeit der deutschen Bildung zurück, wo es darum ging, die römische und christliche Begriffswelt, Antike und Christentum an der Wiege der deutschen Sprache, sprachschöpferisch in der Muttersprache zu bewältigen. Als Typenbeispiele seien hier, neben christlichen Wortbildungen wie *Gewissen*, *Mitleid* und *allmächtig* (deren entsprechende lateinische Wörter bezeichnenderweise fast alle wiederum Lehnübersetzungen aus dem Griechischen sind), nur noch so unscheinbare geläufige Wörter wie *ankommen* und *umgeben* (aus *advenire* und *circumdare*) genannt. Sie bestätigen die These eines schwedischen Germanisten, wonach die deutsche Sprachentwicklung nur *sub specie latinitatis* zu verstehen sei. Aus dieser Perspektive erweist sich nun aber die innere semantische Struktur der meisten europäischen Sprachen in der Tat als so verwandt, daß man berechtigt ist, von einem abendländischen Sprachenausgleich zu sprechen. Der Wortschatz ist in diesem Sinne in nicht geringem Ausmaße mehr oder weniger identisch. Erst dieser Umstand erklärt es, daß eine Verständigung innerhalb dieser Sprachen einigermaßen möglich ist, oder daß die prinzipielle Unmöglichkeit des Übersetzens eigentlich nur bei geographisch und kulturell entfernten Sprachsystemen ganz evident wird.

Nicht weniger wichtig für das Verständnis dieser grundsätzlichen zwischensprachlichen Beziehungen ist die zweite Kategorie, die der Lehnbedeutung: ein in der eigenen Sprache schon vorhandenes Wort erhält durch den Anstoß der fremden Sprache eine neue Bedeutung. Auch dies ist eine Erscheinung, die bis in die älteste christliche Missionsbewegung auf altd deutschem Boden mit Wörtern wie *heilig*, *Geist*, *taufen*, *glauben* usw. zurückgeht. Die heutigen Bedeutungsveränderungen dieser Art unter anglo-amerikanischem Einfluß entgehen in vielen Fällen dem Laien, und man hat den Eindruck, daß auch die Sprachkritik in Schweden und in Deutschland sich allzuwenig mit diesen sozusagen schleichenden semantischen Neuerungen

befäßt. Thomas Mann schreibt z. B. in seinen Tagebuchaufzeichnungen „Die Entstehung des Doktor Faustus“, daß er erst damals *realisiere*, was es heiße, ohne den Josephsroman zu sein. Hier finden wir offenbar eine dem englischen *realize* entlehnte Bedeutung, die sich inzwischen ziemlich allgemein in der Umgangssprache durchgesetzt hat. Die gleiche Entwicklung läßt sich, wie im Schwedischen, so auch für das Französische nachweisen, wo überhaupt – nach dem amüsanten, wenn auch ein wenig leichtsinnigen Buch von Etiemble, „Parlez-vous franglais?“, zu urteilen – die anglo-amerikanische Unterwanderung bedenklichere Ausmaße angenommen hat. Neuerdings findet man auch im Deutschen gelegentlich für das Adverb „definitiv“, wie seit langem schon im Schwedischen, die nicht ganz unbedenkliche, da zu Mehrdeutigkeit führende Lehnbedeutung „absolut“ aus dem Englischen „definitely“<sup>10</sup>. Daß meine frühesten Belege hier aus dem SPIEGEL stammen, kann nicht verwundern, da die – im guten und schlechten – eminent sprachschöpferische Spiegelsprache sich überhaupt als das Haupteinfallstor für das Gros nicht nur der Lehnwörter, sondern auch der Lehnübersetzungen und Lehnbedeutungen in der westdeutschen Nachkriegssprache erweist. Dies gilt ebenfalls für syntaktische Erscheinungen wie z. B. den Ausfall des bestimmten Artikels (Strauß-Intimus K., Adenauer-Sohn Paul, Denker Heidegger). Ein weiterer, noch nicht genügend untersuchter Faktor ist offensichtlich der Einfluß der Übersetzungssprache der Nachrichtenagenturen. Auf diesem Wege sind höchst wahrscheinlich aus der Zeitungssprache die neuen Nuancen in so ausgesprochenen Modewörtern wie *attraktiv*, *alarmieren*, *Herausforderung* (engl. *challenge*) und *Ebene* (auf Bundesebene usw.) übernommen worden. Weitere derartige schleichende Veränderungen sind z. B. *einmal mehr*, *in anderen Worten*, *in Deutsch*. Letzteres war vor zwanzig Jahren zweifellos möglich, aber weniger frequent. Man könnte also in diesem Falle von einer Lehnfrequenz<sup>11</sup> sprechen und als weitere Beispiele dieser Kategorie Wörter wie *regent*, *informativ*, *signifikant* anführen. – Besonders bedenklich wird der Einfluß der Nachrichtenagenturen, wenn die Meldungen, wie bei uns häufig, durch eine zweite Fremd-

<sup>10</sup> Broder Carstensen und Hans Galinsky, Amerikanismen der deutschen Gegenwartssprache. Entlehnungsvorgänge und ihre stilistischen Aspekte, Bespr. in *Moderna språk* 58, 1964, S. 401.

<sup>11</sup> Vgl. zur Terminologie des Lehngutes jetzt Evelyn Scherabon Coleman, Zur Bestimmung und Klassifikation der Wortentlehnungen im Althochdeutschen (Zs. f. dt. Spr., Bd. 21, S. 68ff.).



sprache, in unserem Falle also englisch, filtriert werden. Was dabei herauskommt ist z. B. eine Stadt namens Brunswick, die man vergeblich auf der Landkarte sucht – gemeint ist nämlich Braunschweig –, oder man liest von der federalen Regierung statt von der Bundesregierung.

Zusammenfassend spricht also manches dafür, daß der anglo-amerikanische Einfluß z. Z. die stärkste einzelne Triebkraft in der Entwicklung der deutschen Sprache ist, wobei allgemeine politische und soziologische Erwägungen es nahelegen, daß der Einfluß vorwiegend der amerikanischen Sprache zuzuschreiben ist. Er ist offensichtlich eine, wenngleich schwächere Triebkraft auch östlich des sogenannten Eisernen Vorhangs. Neuere Untersuchungen bestätigen das zum mindesten für die Umgangssprache, wonach die Teenagersprache frappante Ähnlichkeiten mit der westdeutschen aufweist. Daß ein Wort wie *Teenager* im Ost-Duden fehlt, ist dabei lediglich ein Indiz für die ideologische Auslese der Redaktion und besagt nichts über den tatsächlichen Gebrauch. Diese Auslese hat nun aber im West-Duden ihr Gegenstück: dort fehlen sogar in der westdeutschen Zeitungssprache so frequente Wörter wie *Volkspolizist*, *Traktorist*, *volkseigen* usw. Das scheint mir ebenso bedenklich zu sein wie die Forderung von Hildegard Zwerenz in einer Rundfunksendung, der Duden solle das Wort Gefolgschaft nicht bringen, weil es in der NS-Ideologie eine Rolle gespielt hat.

Wir kommen damit auf das Problem der sondersprachlichen Entwicklung in der DDR zurück. Denn es liegt auf der Hand: Je mehr Ostdeutschland eine den westlichen Demokratien entgegengesetzte politische, soziale und kulturelle Struktur erhielt, um so mehr mußte dies auch zu sprachlichen Konsequenzen führen. Dabei wirken nun also prinzipiell dieselben sprachlichen Mechanismen, die wir bereits kennengelernt haben. Die Zahl der reinen Fremdwörter aus dem Russischen ist verhältnismäßig gering (*Kombinat*, *Exponat*, *Diversant* usw.), in einigen Fällen handelt es sich sogar um ursprünglich englische Wörter, die ihre Frequenz dem russischen Einfluß verdanken (*Festival*, *Meeting*, *Dispatcher*). Die wesentlichen Wandlungen im Bereich des Wortschatzes sind auch hier das Produkt von Lehnübersetzungen (*Volkseigentum*, *Plansoll*, *Sollschwein*, *vorfristig*, *übererfüllen*, *Kulturhaus*, *Held der Arbeit*, *Perspektivplan* usw.) und Lehnbedeutungen, die nun natürlich besonders verfänglich werden: derselbe Lautkörper hat ganz verschiedenen Inhalt (*Demokratie*,

*Freiheit, parteilich, Aktivist, Neuerer* usw.). In dem ostdeutschen Gegenstück zu dem Mannheimer Stilduden<sup>12</sup> finden sich unter *parteilich* u. a. folgende zwei Sätze: erstens, „er sieht die Dinge nicht parteilich genug“, das ist die neue, für die SED-Sprache zentrale Verwendung; zweitens, „du bist in deinem Urteil zu parteilich“, das ist die alte und westliche Bedeutung.

Aber auch hier scheint mir die Warnung vor allzu weit gehenden Vereinfachungen am Platze, die Werner Betz in dem bereits zitierten Aufsatz so formuliert hat: „Und Freiheit? Ist Hegels Freiheitsbegriff nicht etwa verschieden von dem Nietzsches? Versteht in der Bundesrepublik Franz Josef Strauß unter ‚Pressefreiheit‘ dasselbe wie sein journalistischer Gegner Rudolf Augstein? Meinte Adenauer mit ‚Kanzlerdemokratie‘ dasselbe wie Dehler?“

Nun, das ist zweifellos richtig. Aber andererseits: die ostdeutschen Neuprägungen und Lehnbedeutungen sind nun ja doch das Produkt einer umfassenden und sehr bewußt betriebenen Sprachregelung und Sprachlenkung – worunter ich also den Versuch verstehe, die Macht der Sprache über das Denken bewußt auszunützen.<sup>13</sup> Dieser ist wiederum nicht isoliert aus der russischen Perspektive zu verstehen, sondern gehört in einen größeren slawischen und volksdemokratischen Zusammenhang hinein. Man könnte also als Parallele zu dem bereits zitierten abendländischen Sprachenausgleich von einem volksdemokratischen oder sozialistischen Ausgleichsprozeß sprechen – wobei ich mir freilich bewußt bin, daß es wenige Begriffe gibt, die so strapaziert worden sind wie die Wörter, hier Abendland, dort Sozialismus.

„Wer Diktator werden will, tut gut daran, Semantik zu studieren“, heißt es in einem Aufsatz des vor kurzem verstorbenen, führenden dänischen Sprachtheoretikers Louis Hjelmslev.<sup>14</sup> Nicht nur die Diktatoren, auch jeder demokratische Politiker, ob in Schweden oder

<sup>12</sup> Erhard Agricola, Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch, Leipzig 1962.

<sup>13</sup> Vgl. zur Terminologie Heinz Ischreyt, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik (= Sprache und Gemeinschaft, Studien IV), Düsseldorf 1965, S. 259ff., vgl. auch Els Oksaar, Sprache als Problem und Werkzeug des Juristen, Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 52, 1966.

<sup>14</sup> Louis Hjelmslev, Sprogets inholdsform som samfundsfaktor, Det danske Magasin II, 1954, engl. Übersetzung in dem Sammelband L. Hjelmslev, Essais linguistiques, (= Travaux du cercle linguistique de Copenhague, Vol. XII) 1959, S. 89ff. Prinzipiell wichtig ist hier der Hinweis auf die grundlegende Schrift des Schweden Esaias Tegner über die Macht der Sprache über das Denken aus dem Jahr 1880.

in der Bundesrepublik, ist heutzutage – bewußt oder unbewußt – ein Praktiker der Semantik. Denn wir sollten uns nichts vormachen lassen: Sprachlenkung ist keine Erscheinung, die lediglich für die östliche Welt zu verzeichnen wäre. Wir befinden uns in Schweden im Endspurt eines Wahlkampfes und haben also reichlich Gelegenheit gehabt, die Erscheinung zu studieren. Der Finanzminister spricht grundsätzlich nicht von Steuererhöhungen, sondern von Einkommenverstärkung, des Staates also.

Wir haben da zunächst den ganzen Bereich der Reklame. Hier ist die Manipulierung der Sprache unter Ausnützung der raffiniertesten Methoden der Massenpsychologie – und der Semantik – jedem so evident, daß sich ein näheres Eingehen darauf erübrigt. Wir haben aber auch die Manipulierung der politischen Sprache. Gewiß ist diese im stalinistischen Restgebiet anders zu beurteilen als im Westen. Sie wird dort mit allen Mitteln einer totalitären Macht betrieben. Sie ist daher auch leichter zu entlarven. Daß sie aber auch in Westdeutschland zur Technik der politischen Beeinflussung gehört, hat Hans Magnus Enzensberger vor drei Jahren in seiner eindrucksvollen Georg-Büchner-Rede mit bissiger Ironie unterstrichen: „Die politische Sprache, die heute in Deutschland gesprochen wird, widersetzt sich aller Vernunft. Man kann über sie sprechen, in ihr nicht“ – ein herber Satz, mit dem ich mich nicht in seiner ganzen Konsequenz identifizieren möchte. Aber immerhin, man könnte dazu eine ganze Reihe von antithetischen Vokabeln anführen: hier *Schandmanier*, dort *Schutzwall*; hier *Spalterflagge*, dort *Abspaltung vom deutschen Nationalverband*; hier *Alleinvertretungsrecht*, dort *Alleinvertretungsanmaßung*; hier *Oder-Neiße-Linie*, dort *Friedensgrenze*; hier *Bundesrepublik* und *Mitteldeutschland*, dort *Westdeutschland* und *Deutsche Demokratische Republik*. Günter Grass hat ja diese Art von Antithetik auf sehr geschickte und effektvolle Weise in seinem Brecht-Stück „Die Plebejer proben den Aufstand“ montiert.

Besonders lehrreich sind die zuletzt genannten Fälle. Sie führen zugleich in eine germanistische Kontroverse.<sup>15</sup> Die eine Auffassung

<sup>15</sup> Hans Magnus Enzensberger, Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1963, Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1963, Heidelberg/Darmstadt 1964. Vgl. zum Thema Theodor Pelster, Die politische Rede im Westen und Osten Deutschlands (= 14. Beiheft zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“), Düsseldorf 1966. Vgl. auch Walther Dieckmann, Information und Überredung, Marburg 1964, S. 59ff. Das Wort „Revanchismus“, das Betz mir in den Mund legt (Zs. f. dt. Spr. Bd. 21, S. 123), habe ich freilich nie verwendet.

meint, daß es sich bei dem Wort Mitteldeutschland gewissermaßen um eine neutrale Prägung handle, die von denen gewählt würde, die sich weder auf den Ausdruck DDR noch auf die wiederum eine andere Sehweise vermittelnde Bezeichnung „Zone“ festlegen wollten. Ich selbst meine, daß es sich um einen eindeutigen Fall von Sprachregelung handelt, die geschichtlich zu verfolgen nicht ganz ohne Interesse ist. Schon beim ersten Auftreten der Bezeichnung *Mitteldeutschland* in der deutschen Presse im Jahre 1949 ist der politische Akzent offenkundig, so z. B. wenn in der Allgemeinen (später Frankfurter Allgemeinen) Zeitung von „diesem fälschlich als Ostdeutschland bezeichneten deutschen Kernland“ die Rede ist. Studiert man die Presse und die Bundestagsprotokolle der damaligen Zeit, also um 1950, erweist es sich freilich, daß die heute in der Bundesrepublik offiziell verpönten Zusammensetzungen mit *Ost-*, *Ostdeutschland* und *Ostzone*, durchaus gebräuchlich waren (*Ostzone* dominierte damals noch im Sprachgebrauch von Adenauer, Lemmer und Schumacher). Erst einige Jahre später ist im Zuge der Aktivierung der bundesrepublikanischen Ostpolitik die offizielle Sprachregelung vollzogen: In einer Fragestunde des Bundestages im März 1954 erklärte der damalige Minister für gesamtdeutsche Fragen, Jacob Kaiser, er „werde sich wieder darum bemühen, daß die unzutreffende Bezeichnung Ostzone für die sowjetische Besatzungszone aus dem Sprachgebrauch verschwinde. Die deutsche Öffentlichkeit müsse sich bewußt bleiben, daß die Sowjetzone nicht der deutsche Osten sei. Spreche man vom deutschen Osten, könne man nur an die Gebiete jenseits der Oder und Neiße denken. Die Sowjetzone sei Mitteldeutschland.“ Sechs Jahre später fand diese Sprachregelung ihren Niederschlag auch in der germanistischen Wissenschaft. In dem Protokoll eines Bonner Seminars zum Thema der Sprache im geteilten Deutschland heißt es: „Wir benutzen nach Möglichkeit die Termini ‚Mitteldeutschland‘ oder ‚SBZ‘ für das Gebiet der sogenannten DDR und ‚Ostdeutschland‘ für die östlich davon gelegenen, heute fremdverwalteten Gebiete, weil diese Benennung der Dreiteilung Deutschlands sachlich gerecht wird. Die populären Bezeichnungen ‚Ostzone‘ und ‚Ostdeutschland‘ für das Gebiet der sowjetisch besetzten Zone sind sachlich falsch.“ Und vor einigen Monaten

<sup>16</sup> Zum folgenden vgl. G. Korlén, „Mitteldeutschland“ – Sprachenkung oder Neutralismus? Eine wortgeschichtliche und sprachpädagogische Bestandsaufnahme, *Moderna språk* 59, 1965, S. 37ff.

konnte man im Ministerialblatt des Bundesverteidigungsministeriums sehr präzise und noch mehr ins einzelne gehende Sprachregelungsvorschriften finden: Ost-Berlin soll z. B. Sowjetsektor von Berlin, Kurzfassung: „Sowjetsektor“, genannt werden, aber, so wird in einem Zusatz gnädig konzediert, „auch von Ost-Berlin darf im täglichen Sprachgebrauch die Rede sein“.<sup>17</sup>

Diesen Bemühungen von Kaiser und anderen zum Trotz haben sich freilich in der Umgangssprache vorwiegend andere Bezeichnungen behauptet. Nach einer vom Frankfurter Institut für Werbepsychologie und Markterkundung im November 1960 durchgeführten demoskopischen Untersuchung verteilten sich damals die Prozentzahlen auf folgende Kategorien: Ostzone 34 Prozent, DDR oder Deutsche Demokratische Republik (also ohne den Zusatz „sogenannte“ oder gar Gänsefüßchen) 19 Prozent, Russische Zone oder Russische Besatzungszone 14 Prozent, Sowjetzone 9 Prozent, Mitteldeutschland ebenfalls nur 9 Prozent und kein einziges Mal SBZ. Diese Statistik ist insofern offensichtlich nicht ganz einwandfrei, als so frequente Bezeichnungen wie *Zone* oder *driiben* fehlen, aber im ganzen ergibt sich doch schon ein recht aufschlußreiches Bild von der Diskrepanz zwischen Umgangssprache und Behördendeutsch, die ein so wesentliches Merkmal auch der heutigen Sprachsituation ist.

Wie steht es zwanzig Jahre danach mit dem sprachlichen Erbe des Nationalsozialismus? Auch diese Frage erfordert eine differenzierte Behandlung. Daß die totalitäre Sprache der DDR-Machthaber mit ihren militanten, superlativistischen, pseudomonumentalen, auch pseudosakralen Stilelementen Parallelen zur Sprache des Dritten Reichs aufweist, kann nicht überraschen. Die Gemeinsamkeiten gehen hier bis in Einzelheiten des Wortschatzes und der Wortbildung. Charakteristisch sind die Wörter: *Feindsender*, *Nationalpreis*, *Großkundgebung*, *Kulturschaffender*, *kämpferisch*, *schlagartig* usw. Eine Bildung wie *Demokratismus*, mit dem für die DDR-Sprache typischen Gebrauch von *-ismus* im pejorativen Sinne, findet man bei Goebbels schon 1933. Ein Beschluß des SED-Vorstandes vom Jahre 1950, wonach die nationale Kultur gegen alle zersetzenden Einflüsse des nordamerikanischen Imperialismus zu verteidigen sei, erinnert geradezu wort-

<sup>17</sup> Zitiert nach der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Juni 1966. Nach dem Regierungswechsel Ende 1966 kann man allerdings neue Tendenzen auch in sprachlicher Hinsicht feststellen, so z. B. die „Welt“ vom 15. Dezember 1966 mit der Überschrift: „Minister Wehner spricht von DDR. Der Regierungssprecher benutzt den Ausdruck Ostdeutschland“.

wörtlich an Proklamationen der Reichskulturkammer. In der linientreuen Literaturwissenschaft ist denn auch die – freilich auf die marxistische Philosophie zurückzuführende – Betonung des Nationalen auffällig: Es ist da von der nationalliterarischen Leistung, von nationalerzieherischer Aufgabe, von Nationalschriftsteller und Nationalsprache, ja sogar von Nationalcharakter die Rede (letzteres eine gewiß nicht weniger fragwürdige Vokabel als der seinerzeit vielberufene sogenannte Volkscharakter). Überhaupt zeigen sich ja in der Bewertung des sozialen Realismus durch seine offiziellen Vertreter bei der Bevorzugung des „Gesunden“ und der Abweisung der „dekadenten“ Kunst manche mit der damaligen Zeit gemeinsame Züge.

Freilich nicht nur mit einer vergangenen Epoche. Denn das Wort „zersetzend“ erinnert uns daran, daß es auch im heutigen Westdeutschland Restbestände gibt. Walter Jens hat mehrfach darauf hingewiesen, wie sehr diese und ähnliche Vokabeln der völkischen Literaturgeschichtsschreibung noch heute gang und gäbe sind, und zwar nicht nur in rechtsradikalen Blättern vom Typus der Deutschen Nationalzeitung oder in der klerikalen Provinzpresse, sondern auch in modernen Literaturgeschichten.<sup>18</sup> Als weiteres Beispiel sei hier nur ein so verbreitetes und allgemein anerkanntes Werk wie Ernst Alkers „Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert“ zitiert: „Diese Presse (nämlich im Österreich Franz Josefs I., kurz zuvor „entartete Presse“ genannt) züchtete ein wurzelloses Literatentum hoch, das, abgesehen von seinen zersetzenden Wirkungen, echter Dichtung die Lebensmöglichkeiten beschränkte.“ Näher an die Sprache der Literaturgeschichtsschreibung im Dritten Reich kann man kaum herankommen. Es fehlt hier eigentlich nur der pejorative Hinweis auf die Intellektuellen, wofür im Großen Brockhaus noch im Jahre 1954 die erstaunliche Erläuterung zu lesen war: „Intellektueller: ein Mensch, der seinem Verstande nicht gewachsen ist.“

Aber, meine Damen und Herren, ein sprachsoziologisches Pharisäertum stünde hier einem schwedischen Betrachter schlecht an, der aus einem Lande kommt, wo ein Wort wie *Menschenmaterial* – spätestens seit Karl Kraus in seinem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ mit dem Makel des Inhumanen gestempelt –, wo dieses Wort und die

<sup>18</sup> Walter Jens, Völkische Literaturbetrachtung – heute, in: Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962, hrsg. von Hans Werner Richter, München 1962, vgl. auch Wendula Dahle und Ulrich Eggstein in der Zeitschrift Alternative 28, 1963. S. 1ff. Zur Wortgeschichte von *intellektuell* s. Betz, ZfdWortf. 16, S. 120f. und Alternative, a.a.O.

abgeleiteten Bildungen zum täglichen Wortschatz gehören, wo man in der fahrlässigsten Weise nicht nur von Schülermaterial und Studentenmaterial spricht, sondern wo man neuerdings in einer Fernsehsendung sogar vom *schlechten Lehrmaterial* einer Hochschule hören konnte (ein schwacher Trost, daß es sich immerhin nicht um die Stockholmer Universität handelte). Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß Erscheinungen, die man als Restbestände der Lingua Tertii Imperii interpretieren oder zum Wörterbuch des Unmenschen rechnen möchte, sich auch anderswo belegen lassen.

Anders steht es natürlich um die ausgesprochene politische Funktionärssprache des Dritten Reichs. Sie ist über Nacht verschwunden, und ein ähnliches Schicksal stünde der Parteisprache in der DDR bevor, sollten sich dafür einmal politische Voraussetzungen ergeben. Es würde sich dann auch herausstellen, daß bei einer „Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit“ die eigentlich entscheidende Problematik nicht im sprachlichen Bereich zu suchen ist. Denn was hier an sprachsoziologisch Trennendem aufgezeigt wurde, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich überwiegend um Erscheinungen handelt, die die eigentliche Struktur der deutschen Sprache jedenfalls bisher nicht berührt haben. Besonders aufschlußreich in dieser Hinsicht ist das Studium eines vor wenigen Jahren in Leipzig erschienenen, außerordentlich lesenswerten Taschenbuchs von Georg Möller: *Deutsch von heute*.<sup>19</sup> Es ist dem Verfasser dieses Werkes vor allem darum zu tun, die neueren Tendenzen jener von angewandter Wissenschaft, erweiterter Ausbildung, öffentlicher Verwaltung und allverbindendem Verkehr beeinflussten Durchschnittssprache sichtbar zu machen, die im sozialen Leben Gebrauchswert hat und die Möller daher mit einem glücklichen Terminus „Gebrauchssprache“ nennt. Es findet sich hier kaum eine Beobachtung, die nicht auch für die entsprechenden Sprachschichten in Westdeutschland zuträfe, wie sie namentlich von Karl Korn in seinem hochinteressanten, zwar nicht einwandfreien, aber von der zünftigen Germanistik doch wohl allzu unsanft behandelten ersten Versuch mit dem bedeutsamen Titel „Sprache in der verwalteten Welt“ analysiert wurde.<sup>20</sup>

<sup>19</sup> VEB Verlag Enzyklopädie, Leipzig 1961. 3. verbesserte Aufl. 1965.

<sup>20</sup> Eine nützliche und aufschlußreiche Materialsammlung zu diesem Thema findet sich jetzt bei F. C. Delius, *Wir Unternehmer. Eine Dokumentar-Polemik an Hand der Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 in Düsseldorf*, Berlin 1966.

Dies gilt für Substantivierungserscheinungen<sup>21</sup> der verschiedensten Art, von den Modewörtern „Sektor“ und „Ebene“ an über substantivierte Infinitive bis zu den bekannten Formeln „unter Beweis stellen“ und „zur Durchführung bringen“, also für den gesamten, wiederum nicht nur für die deutsche Sprache charakteristischen „Trend“ zum nominalen Stil. Es gilt nicht weniger für Tendenzen der Wortbildung wie den auffälligen Zuwachs an Wörtern auf -mäßig oder die Überhandnahme der sogenannten Akusprache, wobei lediglich die einzelnen Abkürzungen in Ost und West verschieden sind, nicht aber die allgemeine Tendenz zur Frequenzsteigerung. Auch in diesen Fällen – sowohl für -mäßig wie für die Kurzwörter – ließen sich parallele Erscheinungen in anderen europäischen Sprachen anführen.

Aber dann eine spezifisch deutsche, für West- und Ostdeutschland gleichermaßen charakteristische Tendenz im Bereich der Verbal-syntax, die den ausländischen Germanisten besonders interessieren muß.<sup>22</sup> Seit je ist, nicht zuletzt aus der Sicht des Ausländers, eines der Hauptmerkmale der deutschen Satzstruktur der sogenannte Satzrahmen, der im Hauptsatz bei mehrgliedrigem Prädikat auftritt, im Nebensatz durch die Endstellung des Verbums bedingt ist. Man nennt dies auch die verbale Klammer oder das Gesetz der Umklammerung. Worum es dabei geht, hat der amerikanische Humorist Mark Twain, für den die deutsche Sprache ja überhaupt in mancher Hinsicht ein Ärgernis war, in einer reizvollen Formulierung mit dem folgenden Bild charakterisiert: „Whenever the literary German dives into a sentence, that is the last you are going to see of him till he emerges on the other side of his Atlantic with his verb in his mouth.“ Die Endstellung des Verbums also, d. h., häufig erreicht der Satz im Deutschen erst mit dem letzten Wort seinen abschließenden Sinn, eine Tatsache, die einen schwedischen oder englischen Simultan-dolmetscher auf schwerste Belastungsproben stellen kann. Nun ver-

<sup>21</sup> Vgl. dazu jetzt Karlheinz Daniels, Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache (= Sprache und Gemeinschaft, Studien Bd. 3), Düsseldorf 1963, wonach diese Umschreibungen nicht mehr pauschal verurteilt werden können, da sie häufig für Mängel und Lücken des deutschen Verbal-systems eintreten. Ähnliche Feststellungen trifft auch in einer Reihe von Beiträgen Peter v. Polenz, s. z. B. Muttersprache 1963, S. 193ff. und dort angef. Lit.

<sup>22</sup> Zum folgenden s. Birgit Stolt, Der prädikative Rahmen und die Reihung (= Moderna språk, Language Monographs 9), 1966. Vgl. auch Emilija Grubačić, Untersuchungen zur Frage der Wortstellung in der deutschen Prosadichtung der letzten Jahrzehnte (= Zagreber germanistische Studien, Heft 2), 1965.



stärkt sich aber, sowohl in der Sprache der Wissenschaft als auch in der Literatur zusehends eine Tendenz zur sogenannten Ausklammerung von Präpositionalgefügen. Ich führe hier nur zwei Beispiele aus wissenschaftlicher Prosa an: „Unsere Sprache wird nicht nur mitgeprägt von der Zeitungssprache, der Sprache des Rundfunks und zum Teil auch (wenngleich viel weniger als früher) von der Sprache der Dichtung“ (Hugo Moser, Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands). „Ungeklärt scheint es zu sein, ob überhaupt eine Gemeinsamkeit möglich ist zwischen der deutschen romantischen Schule und den außerdeutschen Romantikern“ (Hans Mayer, Zur deutschen Klassik und Romantik).

Wenn ich in meiner Schulzeit derartige Sätze im Deutschunterricht zustande gebracht hätte, was aus sachlichen Gründen allerdings nicht denkbar gewesen wäre, wären sie mir zweifellos als schwere Fehler angekreidet worden, und ich fürchte, daß auch heute noch manche Lehrer der alten Schule in Schweden in diesem und in anderen Fällen päpstlicher sind als der Papst. Dabei ist es ein leichtes, auch aus der älteren Literatur, in unserem Jahrhundert etwa bei Thomas Mann und Lion Feuchtwanger, markante Vorzeichen derartiger Satzstrukturen zu finden. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die deutsche Sprache der Gegenwart in diesem Bereich einen ihrer interessantesten und auffälligsten Umwandlungsprozesse erlebt. Bei Böll, Grass, Uwe Johnsson, ebenso wie in der jungen Prosa der DDR, sind die Beispiele außerordentlich zahlreich. Man muß also Mark Twain insofern berichtigen, als der deutsche Schriftsteller oder Wissenschaftler heutzutage nicht selten bereits in der Mitte des Atlantiks mit seinem Verb im Munde auftaucht, was auf lange Sicht nicht ohne angenehme Folgen für den Deutschunterricht im Ausland sein wird.

Gilt etwas Ähnliches – um noch eine zweite Erscheinung im Bereich der Verbalsyntax herauszugreifen – auch, wie vielfach behauptet wird, für den Konjunktiv, der ja zweifellos ebenfalls zu den Klippen für den Deutsch Studierenden im Ausland gehört? Für die Auffassung, daß das Aussterben des Konjunktivs zu den Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache gehöre, hat man sich manchmal auf eine berühmte Äußerung von Wolfgang Borchert berufen, der in seinem damals vielbeachteten Manifest eine „neue Harmonielehre“ forderte und folgende Thesen aufstellte: „Wir brauchen keine wohltemperierten Klaviere mehr. Wir selbst sind zuviel Dissonanz. Wir brauchen

keine Dichter mit guter Grammatik. Zu guter Grammatik fehlt uns Geduld. Wir brauchen die mit dem heißen, heiser geschluchzten Gefühl. Die zu Baum Baum und zu Weib Weib sagen und ja sagen und nein sagen, laut und deutlich und dreifach und *ohne Konjunktiv*.“<sup>23</sup> Nun, die Berufung auf Borchert ist hier fehl am Platz, wie ja denn überhaupt, nach einer vor kurzem erschienenen, fast aufsehenerregenden Baseler Dissertation von Urs Widmer, manche bisher gültigen Thesen zur Prosa der ersten Nachkriegsgeneration revisionsbedürftig zu sein scheinen.<sup>24</sup> Das Gerücht von dem Aussterben des Konjunktivs ist, wie aus mehreren Stockholmer Seminararbeiten hervorgeht, für die Schriftsprache übertrieben. Selbst ein der Umgangssprache so verpflichteter Autor wie Günter Grass erweist sich als erstaunlich konjunktivfreudig. Die Erklärung ist aber naheliegend: Der sprachliche Wert des Konjunktivs, die Möglichkeit einer distanzierenden Haltung in der indirekten Rede ist ein allzu evidenter Aussagewert, als daß die Autoren davon nicht Gebrauch machen würden.

Wohl aber gibt es in diesem Bereich eine eindeutige Tendenz zur Konjunktivumschreibung mit *würde*, die mit einer allgemeinen Entwicklung der deutschen Sprache von einer sogenannten synthetischen zur analytischen Struktur zusammenhängt. Vor allem das *würde* im wenn-Satz – also der Typus *wenn ich das tun würde*, wäre ich dumm – ist heutzutage so allgemein, nicht nur in der west- und ostdeutschen Zeitungssprache, sondern in gleichem Maße in der modernen Literatur, daß der von vielen Sprachkritikern der älteren Schule geführte Kampf gegen das angeblich würdelose *würde* bereits als aussichtslos und der Sprachgeschichte zugehörig bezeichnet werden muß.<sup>25</sup>

Es bleibt nur noch die eingangs aufgeworfene Frage zu beantworten: Gibt es, wenn nicht zwei Sprachen, so doch zwei deutsche Literaturen? Es ist dies ein z. Z. nicht nur hüben und drüben, sondern auch z. B. in der französischen Literaturkritik eifrig diskutiertes Problem, das übrigens auch das Generalthema einer über das ganze Frühjahrssemester laufenden deutschsprachigen Sendereihe des schwedischen

<sup>23</sup> Zitiert nach Wolfgang Borchert, Das Gesamtwerk, Hamburg 1949, S. 348ff.

<sup>24</sup> Urs Widmer, 1945 oder die „Neue Sprache“. Studien zur Prosa der „Jungen Generation“ (= Wirkendes Wort, Schriftenreihe Bd. 2), Düsseldorf 1966.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu Peter von Polenz, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, Der Deutschunterricht 16, 1964, Heft 4, S. 80ff.

Rundfunks sein wird.<sup>26</sup> Auch diese Frage erfordert eine differenzierte Antwort. Es gibt zweifellos eine linientreue Literatur, deren sozialer Realismus und positive Heldenromantik einen westlichen Leser auf schwere Geduldproben stellt. Ein Paradebeispiel ist der über neunhundert Seiten starke Wälzer von Erich Neutsch, „Spur der Steine“, dessen mit politischem Sondervokabular durchsetzte Handlung in der Tat nur mit Hilfe eines erläuternden Kommentars verständlich wird. Es gibt aber andererseits, wie man bei der Berliner Tagung der Gruppe 47 im Herbst 1965 feststellen konnte, eine ostdeutsche Lyrik, bei der jeder Versuch einer ideologischen oder geographischen Heimatbestimmung scheitern muß. Und dazwischen die neuerdings auch in Westdeutschland verlegten Romane von Dieter Noll, Christa Wolf oder Hermann Kant – letzterer bei weitem die größte Erzählbegabung in der jungen literarischen Generation der DDR –, wo der ideologische Standort zwar unverkennbar ist, wo aber doch das Parteideutsch der Funktionärssprache, aufs Ganze gesehen, nicht sehr erheblich ist. Die Antwort muß also auch hier sein: Es gibt nicht zwei deutsche Literaturen, sondern – und zwar bereits in der DDR – mehrere deutsche Literaturen.<sup>27</sup>

Die Schlußbilanz, meine Damen und Herren, sieht also vielleicht nicht ganz entmutigend aus. Man sollte das Trennende immer noch nicht allzusehr dramatisieren. Vielmehr erweist sich, bei aller Beachtung der immanenten und auf lange Sicht gewiß nicht unbedenklichen sprachpolitischen Gefahren, im zweigeteilten Deutschland die deutsche Sprache am Ende doch wohl als das eigentlich verbindende Element.

<sup>26</sup> Zweimal Deutschland? Deutscher Sprachkursus, hrsg. von Franz Stroh und Göran Löfdahl, Sveriges Radio, Stockholm 1966 mit weiterer Literatur.

<sup>27</sup> Hermann Pongs, Dichtung im gespaltenen Deutschland, 2 Bde., Stuttgart 1966, ist nützlich durch die zahlreichen Literaturangaben, in seiner Gesamtkonzeption aber allzu abstrus-metaphysisch und in den Wertungen höchst fragwürdig. – Vgl. zum Thema jetzt vor allem Hans Mayer, Zur deutschen Literatur der Zeit, Hamburg 1967.